

Zwischen Tagtraum und Schlafwandel

Die Theatergruppe freies Ensemble durchzieht das Theaterhaus Gessnerallee mit einem Gespinst aus Film, Musik und Text: «Wie der Wind im Ei».

Von **Charlotte Staehelin**

Metallisch zirpende Klänge erfüllen den Raum, finden sich zu einer durchlässigen Tonfolge, die sich zyklisch wiederholt und allmählich zu einem wellenähnlichen Aufschlagen ansteigt (Musik und Komposition: Adrian Weyermann). Die Frau (Désirée Meiser) sitzt im leuchtend roten Kleid konzentriert an einem seltsamen Tisch, der aus zwei unterschiedlichen Tischplatten mit je zwei Beinen zusammengestückt ist (Bühnenbild: Michel Schranz). Die Hand mit dem Schreibstift lässt sie von rechts nach links über das Papier gleiten, füllt so von hinten nach vorne Blatt um Blatt mit ihren Memoiren, damit sie endlich vergessen kann, Ruhe vor sich selber hat, Schlaf findet. Nicht ganz einfach, denn ständig drängen sich ungebetene Gäste zwischen ihre Buchstaben, Gedanken und Gefühle. Die resolute Schwägerin (Doris R. Struett) schwebt als unzimmerliche Götterbotin mit Eimer und Besen an einem Seil durch die Lüfte und überschüttet von den hölzernen Aufbauten im Hintergrund der Bühne herab ihre Umgebung mit Ratschlägen, Zurechtweisungen und glibberigem Seifenwasser, während der Dichter (Alexander Seibt) sich im langen, offenen Mantel durch den Blätterberg pflügt, um ein wenig Gunst oder Esprit von der Frau abziehen. Und dann ist da noch das Kind (Cora Kordas Wally). Niemand weiss, woher es kommt, plötzlich ist es da. Als (Film-)

Projektion gleitet es über feine Paravents (Film: Carmen Kordas), wiederholt die Sätze der Frau, kopiert ihren Text in schönen Buchstaben auf die Blätter und bringt ihr durch seine Anwesenheit für Momente die ersehnte Ruhe.

Entrückte und verrückte Welt

Bezaubernd ist an diesem Abend, neben der schauspielerischen Leistung der Gruppe, das Zusammenspiel von Film, Licht, Musik und Spiel. Durch die Verbindung der unterschiedlichen Darstellungselemente ist es der Regisseurin Michela Gösken gelungen, den poetischen Text der Japanerin Yoko Tawada auszu-leuchten, ohne dabei seine flirrende Vieldeutigkeit zu zerstören. Der Film oder die Musik sind nicht einfach trendiges Ornament, um den Text oder das Spiel etwas aufzupeppen, sondern sie

machen das schwer fassbare Changieren zwischen Realität, Traum, Fantasie und Wahn sinnlich erfahrbar. Tawadas offene Sprache, die es meisterhaft versteht, reale Zusammenhänge zu ver- oder entrücken, findet in dieser Inszenierung eine kongeniale Entsprechung. Da tappt zum Beispiel das Kind durch den Raum, umarmt die Hüften der Frau und lässt sich kreischend baden wie ein ganz normales Kind, und doch ist es Film. Die Frau schreibt, wie die meisten das gelegentlich tun, aber ohne Mass, besessen und immer von hinten nach vorne. Oder die Musik: Ein Flügel steht auf der Bühne, ein Mikrofon und eine elektrische Gitarre, alles wie gewohnt, aber die Töne wollen nicht immer klingen, die zirpen und flüstern oft wie im Traum.

Weitere Vorstellungen: 20. 11. bis 24. 11., jeweils um 20 Uhr.



BILD BETTINA FRIEDLI

Flirrende Vieldeutigkeit in Yoko Tawadas «Wie der Wind im Ei».